

Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 13 Beilage zur Gleichheit 1911

Inhaltsverzeichnis: Klara Müller-Jahnke. Von E. W. Trojan. — Aus der Geschichte unseres Hausrats: Alte Pratergeräte. Von Hannah Lewin-Dorsch. — Hörschlaume Kinder. Von Gh. — Feuilleton: Der Geld. Von Wilhelm Holzamer. (Schluß.)

Klara Müller-Jahnke.

Von E. W. Trojan.

(Nachdruck verboten.)

Das fünfzigste Lebensjahr hätte die Dichterin, von der ich hier sprechen will, vor kurzer Zeit vollendet. Und zu Hunderten wären die Menschen nach dem stillen, selbst von den Berlinern kaum genannten Wilhelmshagen hinausgezogen, um ihr Gruß und Glückwunsch und Dank darzubringen. Wer aber heute hinauskommt, der findet in der märkischen Heide nur ein einsames Grab, überragt von einem gewaltigen Findlingsblock; Kiefer, Wacholder und Ginster neigen ihre starren Häupter vor dem Reliefbild, dessen mild-ernste Züge aus dem Steine dem Wanderer entgegenblicken. In dem freundlichen Häuschen am ragenden Walde aber, das einst zwei Menschen Schutz und Heim bieten sollte, wohnt heute ein einsamer Mann. Seine Gedanken sind dort, wo unter Kiefer und Wacholder sein Liebste ruht. Wohl hat sein Künstlerinn die Halle des Hauses mit den Schönheiten des Orients ausgestattet, aber die Herrin, die durch diesen Raum wandelt, die fehlt für immer, und der melancholische Klang des Klausnerglöckchens draußen am Hause kündigt nur den Besuch von Fremden. Nur eines blieb dem zurückgebliebenen Gatten Klara Müllers zu tun übrig: die Werke seines Weibes zusammenzufassen und sie der Öffentlichkeit darzubieten. Das ist nun in einer im Verlag der Vorwärtsbuchhandlung, Berlin, erschienenen Ausgabe ihrer Gedichte geschehen (gebunden 3,50 Mk., gebunden 4,50 Mk.). Ein stattlicher Band von nahezu 300 Seiten ist es, den wir in den Händen Hunderttausender sehen möchten. Und jede einzelne Seite des Buches hat die Liebe des Gatten, des Malers Oskar Jahnke, zeichnerisch mit innigem Verständnis für die gerade angeschlagene Melodie geschmückt. Jede der sieben großen Abteilungen hat eine eigene stimmungsvolle Titelzeichnung, und hineingestreut finden wir mancherlei Bildchen, hervorgegangen aus Erinnerungen an die zu früh dahingegangene Gattin und aus landschaftlichen Eindrücken. So zeugt das Buch von der Liebe zweier Menschen, die über das Grab hinaus vereinigt bleiben, wie die besten Wurzeln ihres Seins schon im Leben miteinander verwachsen waren.

Es gibt Dichter, die Stimulantien, Reizmittel brauchen, um, wie sie sagen, in Stimmung zu kommen und dann in dieser gewissermaßen erdentrückten Gemütsverfassung ihre Gedichte zu schreiben. Dem einfachen Menschen wird ein solches Gebaren, Gemütshebungen künstlich herbeizuführen, recht lächerlich, weil unnatürlich erscheinen. Und zumeist ist es das auch. Wie ganz anders bei einer Dichterin wie der unserigen. In welcher Weise in einem Menschen das künstlerische Ingenium entsteht, darüber tappen Biologie und Psychologie noch im dunkeln. Blutmischung, Vererbung gewisser Neigungen und Fähigkeiten spielen da eine große Rolle. Und in den Eltern Klara Müllers lagen gewiß schon die Eigenschaften des Kindes verborgen. Der Vater pommerischer Landgeistlicher, aber — wo findet man das heute? — schwarz-rot-goldener Demokrat, die Mutter eine feine, sanfte Natur. Das Leben in der freien Natur, die Nähe der sehnuchterweckenden Dämonen taten wohl ein übriges, um die schlummernden Dichtertriebe in Klara Müller zu wecken. Eines Tages brach es aus ihrem Innern hervor, kristallklar, silbersprudelnd, hellklingend, labstalspendend. Da bedurfte es keiner Reizmittel, keiner Anregung durch Alkoholika, Nikotina und ästhetisches Geschwätz im Literatencafé. Ein Duell war aufgesprungen reich an dichterischer Kraft und Gestaltungsfähigkeit. Man fühlte sofort, Klara Müller gehörte keinem Dichterkünzgen an, kam aus keiner Schule, sie war ganz sie selbst, und wie es heraustrug aus den Tiefen ihrer Seele und ihrer Sehnsucht, so sang sie es hinaus in die Welt, unbelümmert darum, ob es den Literaturprofessoren gefiel oder ob die haarumwallten Dichtergenies der mitternächtigen Kaffeehausrunden sie für zünftig erklärten. Sie sang, weil alles in ihr sang; sie sang, weil in ihr alles Freude, Lebensdrang, Schaffenslust war; sie sang, weil sie mußte.

Wie tief, unerblickt und selbstbewußt sie hinaustrat, sagt sie selbst in ihrem „Ersten Lied“:

Das erste Lied, das ich gesungen,
um die Kritik war mir nicht gram,
von meinen Lippen ist's geklungen
so frisch, wie's mir vom Herzen kam.

Das Kunstgefühl für Maß und Einheit
hat mich kein Menschenmund gelehrt,
mit Silbenzahl und Formenreinheit
hatt' ich mir nie das Herz beschwert . . .

Ich ahnte nur, daß tief im Grunde
der Zukunft weltverloren schlief
ein Etwas, das mir jede Stunde
ein „Singe!“ in die Seele rief!

In dieser ersten Schaffensperiode waren es zunächst Natureindrücke, künstlerisch umgeformte Stimmungsbilder, die sie durchtränkte mit den eigenen seelischen Erlebnissen. Aber auch ihre Kraft, sich von der Außenwelt abzuschließen und nur dem Widerhall zu lauschen, den die Ereignisse der Sinnenwelt im Innern fanden, kommt bereits wunderbar zum Ausdruck in einem Gedicht: „Das Höchste“ betitelt:

Was mir das Höchste ist, das sing' ich nicht;
verschlossen bleibt des Herzens Heiligtum —
und seines Wesens leuchtendes Siegel bricht
kein Verfallsächeln und kein Dichterruhm;
doch ist mein Schaffen nur von ihm belebt:
Wie in der Blüte Kelch, der Felsenglieder
granitiner Pracht das Unsichtbare webt,
so strömt sein Hauch durch alle meine Lieder.

Zimmer breiter wird nun der Strom ihrer Lieder, immer machtvoller rauscht er einher. Da ist es zunächst das große Ereignis im Leben eines jeden Menschen, die Liebe, das die Dichterin packt. Aber wie stellt sich diese Revolution des Leibes und der Seele bei Klara Müller dar! Nichts, gar nichts von der schamlosen Zurschaustellung lechter, tiefer Empfindungen, wie das einige durch und durch zermürbte und beladente „Dichterrinnen“ beliebten. Liebe ist unserer Dichterin weit mehr als tierische Erotik, als Wollüste trunkenen Sinne; sie ist ihr der Sturm, der über die Geschlechter hinbraust, ihre prachtvollsten, gewaltigsten Kräfte aus geheimen Tiefen heraufholt und den von allen Schauern höchster Daseinsfreude erhebenden Leib hoch emporhebt bis zum Kamme der Welle, wo er sich im vollen Sonnenlicht badet. Die Woge sinkt und zieht den Leib mit herab tief ins Tal und ins Dunkel der Verlassenheit, der Enttäuschung, der ewig ungestillten und sich verzehrenden Sehnsucht. Aber Klara Müller ist eine tüchtige Schwimmerin; sie kämpft nicht ohnmächtig gegen Sturm und Wogen, sie läßt sich tragen. Während es hinangeht, weiß sie, daß der Absturz folgen wird, und während sie hinuntergeschleudert wird in die Tiefe, breitet sie schon die Arme, um sich von einem neuen Glück, von einer neuen Welle hoch emportragen zu lassen, der Sonne entgegen. Sie sagt:

In alle Tiefen bin ich gesiegen,
Erklommen habe ich alle Höhen.

Und weiter:

Nichts Menschliches ist mir fremd geblieben,
Aus dem Becher trank ich der bitteren Not.
Und ein wettersurmwildes, gewaltiges Lieben
hat wie sengende Flammen mein Haupt umloht.

Und hier, in diesen unermüdlichen Kämpfen, wird sie zu dem, was sie hinaushebt aus dem Gros der Dichterrinnen, wird sie zu dem, was uns berechtigt, sie in eine Reihe zu stellen mit der Italienerin Alba Negri und mit Dichtern wie Dehmel, Hensell, Mackay und Wedde, wird sie zur sozialen Dichterin. In ihrem eigenen Ringen um den Preis der Liebe erkennt sie die Schicksale all der vielen Tausenden ihrer Geschlechtsgenossinnen wieder, sieht sie den Marterweg, den das Weib, die Geliebte, die Mutter in unserer Gesellschaft zurücklegen muß. Da findet sie die Kraft, sich über sich selbst und ihre eigenen Nöte und Ängste hinauszuhoben zu der großen allumfassenden, alles verstehenden Menschenliebe, und sie singt diese Verse:

Ich sah das Weib, wie tiefer Sehnsucht voll
es auf den dürreren, bornenbewehrten Aedern
nach Paradiesen suchte, — sah das Weib,
von dunklem Kluch gelehrt,
mit blutenden Füßen durch die Wästen irren . . .

Ich sah das Weib, von Gotteskraft begünet,
die allen Fluch in lauter Licht verwandelt:
sah, wie es Mutter ward,
Gebäuerin der kommenden Geschlechter.

Die Frau ist es immer wieder, an die sie sich wendet, die sie aus dem langen, vieltausendjährigen Schlafe zu wecken sucht. Eines dieser herrlichen Gedichte beginnt also:

Den Frauen einen Frühlingsgruß!
Euch allen, die in Fron und Mühn
ihr dornenreiche Pfade geht,
euch sollen Maienrosen blühen!

Und ferner:

Den Frauen einen Maiengruß!
Ihr tragt die Zukunft unterm Herzen,
ihr säugt die Freiheit an der Brust, —
das ist ein heilig Recht der Schmerzen:
das ist ein göttlich Frauenrecht,
das haltet fest mit starkem Willen . . .
und eure rote Blume blüht,
wenn ringsumher die Wetter grollen.

Sie schließt dann mit den schönen Worten:

Erst müßt ihr freie Menschen werden,
Um freie Menschen zu gebären.

Die Dichterin weiß jetzt, wo sie zu stehen, für wen sie zu kämpfen hat, und ein heldenhaft tühnes und trotziges Kampflied ringt sich aus ihr los:

So schlaf in Frieden, armes Lamm . . .
Laß einsam mich auf steinigem Wegen
im Straßensaube fürbaß ziehn,
des Tages großem Kampf entgegen.

Es geht ein Brausen durch die Luft
wie eines starken Sturmes Wehen:
aus Trümmern tausendjährigen Wahns
will eine neue Welt erstehen.

Des Wertes Wage schwant nicht mehr,
schon neigt sich tief die goldene Schale —
des neuen Glaubens Märtyrer
empfangen ihre Wundenmale.

Kein Zweifel mehr, Klara Müller steht jetzt auf der Seite des kämpfenden Proletariats. In stillen Stunden zwar, fern von dem Getümmel des Kampfes, da gibt sie wohl dem alten Gang nach, die ureigensten Gedanken dichterisch zu verarbeiten und zu löblichen Versen zu formen, die Kunde geben von dem Feuer, das in ihrem Innern brennt. Aber wieder und wieder, und immer stärker, immer zwingender treibt die Not der Zeit sie hinaus, wo sie mit ihren lodernen Worten das Feuer der Hoffnung in den Herzen der Unterdrückten und Verzagten ansacht. Nehmt selber euer Schicksal in die Hände, formt es nach eurem Willen, denn ihr könnt es, wenn ihr nur wollt. Das ist die Quintessenz ihres sozialen Programms. Herrliche Verse gab sie hier, die den Massen Mut in die Seele trüpfeln:

Und anwärts geht es Schritt vor Schritt,
und hunderttausend schreiten mit;
in qualendunkle Seelen bricht
der Höhe warmes Sonnenlicht,
die Freude am Leben.

Das Höchste und Letzte, was die Dichterin geben konnte, gibt sie in ganz schlichten, aber gerade dadurch erschütternden Worten; Worte, die die große Sehnsucht des ringenden Volkes zum Ausdruck bringen und die uns ermahnen, Klara Müller und ihr Werk niemals zu vergessen. Diese Verse mögen hier als Schluß stehen:

Freiluft.

Ich nie an deinem Lager
zertretter Proletar;
dein Antlitz, fahl und hager,
stell ich den Sternen dar.
Freiluft in deine Stuben —
geh lachend in den Tod:
ich hebe deine Hüben
ins leuchtende Morgenrot!

o o o

Aus der Geschichte unseres Hausrats.

Von Hannah Lewin-Dorich.

Alte Bratgeräte.

Von gleich hohem Alter wie der Bratrost ist der Bratspieß. Nach den Beobachtungen zu schließen, die man heute noch bei Naturvölkern, namentlich Jägerstämmen, macht, ist die Überzeugung nicht

abzuweisen, daß auch der urzeitliche Jäger mit Vorliebe sein Wildbret am Spieß gebraten beziehungsweise geröstet hat. Der Bratspieß hat sich dann auch sehr zäh im Gebrauch behauptet, denn bis heute ist er noch nicht in allen Gegenden aus der Küche verschwunden. Die Form des Bratspießes ist im großen und ganzen von den vorgeschichtlichen Zeiten an bis heute die gleiche geblieben, wenngleich er sich zahlreiche kleine Veränderungen und Verbesserungen oft hat gefallen lassen müssen. Was sein Material anbetrifft, so kennen wir Bratspieße aus Holz und solche aus Eisen; selbstverständlich sind die hölzernen die älteren, und sie sind auch sehr lange im Gebrauch geblieben. — Die mittelalterlichen deutschen Küchen verfügten, wo es sich um eine einigermaßen gutgestellte Haushaltung handelte, immer über eine beträchtliche Anzahl von Bratspießern, die je nach den Anforderungen, die man an die einzelnen stellte, von ganz verschiedener Länge waren. Ganz große Bratenstücke bedurften unter Umständen eines Spießes von mehr als Manneslänge; die kleinsten Spieße, sogenannte Vogelspieße, waren ungemein klein und zierlich und dienten, wie ihr Name anzeigt, zum Braten von zartem Geflügel. Zu gewissen Zeiten hat der Bratspieß auch als Serviergerät dienen müssen; man brachte ihn mitsamt den an ihm gebratenen Fleischstücken geradewegs vom Feuer an den Tisch, und jeder der Essenden nahm sich eigenhändig sein Brätlein vom Spieße, um es heiß und saftig zu verzehren.

Der Einfachheit seiner Ausgabe entspricht beim Bratspieß auch eine höchst einfache Form; im Grunde stellt er nichts weiter dar als einen mehr oder weniger starken, nach vorne zugespitzten Stab. Mit der Spitze durchbohrt man das zu bratende Fleischstück, schiebt es auf die Mitte des Spießes und bringt es an die Glut, indem man den Spieß an seinem nicht zugespitzten Ende mit beiden Händen festhält. Das Griffende erhält gewöhnlich, um das Umfassen und Festhalten zu erleichtern, einen besonderen Griff, der von verschiedener Gestalt sein kann. Da beim Braten der Spieß mit dem Fleischstück beständig gedreht werden muß, damit die Glut das zu Bratende von allen Seiten bestreift, so wird die Spitze des Spießes durch irgend ein Gerät unterstützt. In ursprünglichen Verhältnissen diente dazu wohl ein gegabelter Zweig, den man neben der Feuerstelle in den Boden steckte. Sobald die feste Herdstätte beziehungsweise der harte Lehmgrund unter dem Herdfeuer aufkommt, muß man auf andere Hilfsmittel sinnen. Und man stellte sogenanntem Bratspießlager her, die zuerst aus Stein, nachher aus Eisen waren. Die Hauptsache bei diesen Geräten ist, daß sie Haken oder Rinnen besitzen, in die man die Spitze des Bratspießes einlegen kann. Die steinernen sind massiv; ihren nahe verwandt sind auch solche aus gebranntem Ton, manchmal mit Ornamenten einfacher Art geziert. Die eisernen Bratspießlager haben gewöhnlich drei Füße und bestehen in der Hauptsache aus einer senkrechten Stange, die rechts und links bis zur Spitze hinauf Haken trägt; man konnte auf diese Weise den Bratspieß in verschiedener Höhe über der Glut einlegen, je nach der Größe des Bratenstückes und nach der Stärke der Glut, deren man gerade bedurfte. Auch der Bratspieß selbst entwickelte sich weiter, indem er am Griffende eine Kurbel bekam. Unterstützte man nun nicht nur die Spitze, sondern auch das andere Ende des Spießes dicht hinter der Kurbel, so brauchte man nicht mehr beide Hände zum Drehen, sondern konnte das mit einer Hand ausführen. Später suchte man dann das mühsame und zeitraubende Geschäft des Drehens, des Bratenwendens, das dabei ziemlicher Aufmerksamkeit bedurfte, der menschlichen Hand überhaupt abzunehmen; man erfand besondere Apparate, um den Spieß drehen zu lassen. Diese Apparate trugen den Namen „Bräter“ und waren ebenfalls in guten mittelalterlichen Küchen von großer Bedeutung. Bei diesen Brätern war der Spieß in sinnreicher Art mit einem Rade verbunden, das durch verschiedenste Kräfte in langsame und regelmäßige Drehung versetzt werden konnte. Wenn man ganze Tiere, große Ochsen und dergleichen am Spieße braten wollte, wie das im Mittelalter bei Königskrönungen und anderen großen Festlichkeiten zu geschehen pflegte, so genügte eine einzelne Menschenkraft nicht mehr; man half sich da zuerst mit einem großen Schwungrad, das mit mehreren Handgriffen versehen war und von der notwendigen Anzahl von Männern in Betrieb gesetzt wurde. An mehreren Stellen alter Haushaltungsschriften haben wir die verschiedenen Arten der künstlichen Bratenwender aufgezählt gefunden; man unterschied Bräter, die durch Gewichte angetrieben wurden und die gewöhnlich vom Uhrmacher verfertigt wurden, weil ihr Werk, wie es heißt, „einer großen Turmuhr nicht unähnlich war“. Andere hatten statt der Gewichte eine starke Feder, wieder andere wurden durch den Luftzug getrieben; man nannte sie „Windbräter“, und ihr wichtigster Bestandteil war ein blechernes Flügelrad im Schornstein, das durch den aufsteigenden Rauch in Bewegung gesetzt wurde. Wieviel Kopf-

zerbrechen das Problem des Bratenwendens den mittelalterlichen Köchen und Hausfrauen gemacht und was für Ungelegenheiten unter Umständen damit verknüpft waren, das wird uns in einem Buche aus dem Jahre 1593 in so anschaulicher Weise geschildert, daß ich mir nicht versagen kann, die betreffende Stelle, ein wenig in unser heutiges Deutsch übertragen, hierherzusetzen: „Jedes Land hat seine Art, wie man's an den Braten siehet. An etlichen Orten braten die Menschen; da muß man dann mit Unkosten jemand zum Bratenwenden halten, der den Braten am Spieße beim Feuer ständig umwendet, und solches geschieht mit großen Umständen. Denn da gehen Unkosten auf den Wender, Unkosten auf Holz und Kohlen, Schaden auf die Materie, denn je nachdem der Braten gewendet wird, je nachdem wird er auch. Wenn der Wender bisweilen stille hält, so brät er ihn an einem Orte gar und an anderen ist er noch halb roh; oder er schleudert den Braten gar ab, so daß er in die Aschen fällt, damit verbrennet und verderbet man viel. Das Gesinde saffet oder lunket auch wohl in Abwesenheit der Frauen das Fett aus. Und oft wird der Wender selbst (von der Hitze und dem Rauch) mit großer Gefahr seiner Gesundheit schier so gar wie der Braten. — An etlichen Orten braten daher die Hunde, die dazu gewöhnet sind, daß sie in einem Doppelrad laufen und dadurch den Spieß mit dem Braten umbrehen. An anderen Orten hat man sonderliches Bratzzeug mit Gewichten und Nädern, so daß bisweilen der Zeug gerade so viel kostet als die Braten, die man in einem ganzen Jahre damit braten kann. An etlichen Orten hat man aber Bratröhren im Ofen, dorein man die Braten in einer Pfanne setzet und vorne ein Blech vorschraubet; das ist wohl eine feine Art, sonderlich im Winter; aber es gibt in der Stuben einen starken Geruch und Stank, den nicht ein jeder in seinem Kopfe vertragen kann.“ Hier sehen wir alle die Mannigfaltigkeiten anschaulich beschrieben, welche die mittelalterliche Küche in bezug auf das Geschäft des Bratens aufwies; und am Schlusse unseres Artikels kündet sich auch schon der Übergang zu der neuen Herdeinrichtung an, die unsere moderne Bratröhre mit sich brachte.

o o o

Hörstumme Kinder.

Eine nicht allzu häufige, aber ganz eigenartige, abnorme Erscheinung bei Kindern ist die „Hörstummheit“. Das Charakteristische dabei ist, daß das Kind hört und bis zu einem gewissen Grade auch Verständnis für das Gehörte zeigt, aber nicht in der Lage ist, sich laus Sprachlich zu äußern, seine Sprachmuskeln zweckentsprechend in Bewegung zu setzen, zu sprechen. Warum? Das normale Kind lernt die Sprache durch Nachahmung. Durch den ständigen Verkehr mit den Angehörigen, mit Eltern und Geschwistern nimmt es die Sprache von der Außenwelt auf, und Schalleindrücke lagern sich im „Klangbildzentrum“ des Gehirns ab. Mit der Zeit verbinden sich mit den Schalleindrücken Begriffe, das Kind lernt die Sprache verstehen. Schließlich versucht es, die Sprachmuskulatur in Bewegung zu setzen, die Sprache nachzuahmen, selbst zu sprechen. Im ganzen sind an diesem Vorgang drei Zentren unseres Gehirns beteiligt und von Bedeutung: Das „Klangbildzentrum“, das „Begriffszentrum“ und das „motorische“ oder „Sprachbewegungszentrum“. Die zwei erstgenannten Zentren sind auch beim hörstummen Kinde intakt; aber das „motorische“ und die damit in Verbindung stehenden Nervenbahnen sind geschwächt und versagen. Obgleich die übrigen Vorbedingungen des Sprechens vorhanden sind, ist das Kind nicht imstande, die dazu notwendigen Nervenbahnen funktionieren zu lassen, zu sprechen.

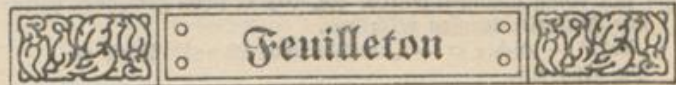
Was die tiefer liegende Ursache dieser eigenartigen Erscheinung ist, darüber werden die verschiedensten Meinungen geäußert. Dr. Guymann schreibt in seinen „Vorlesungen über die Störungen der Sprache und ihre Heilung“, „zumal bei dem nahen Zusammenhang zwischen den Lymphgefäßen des Rachens und der Nase und denen des Gehirns, — eine Art Stauung als die Ursache der mangelnden Nervenenergie vom Klangzentrum aus zu dem motorischen Sprachzentrum annehmen zu dürfen“. Ein anderer Gelehrter wieder meint, daß der Grund der Hörstummheit wahrscheinlich in dem liege, was den geistigen Inhalt der Sprache ausmache. Besonders weist er auf die mangelhafte Aufmerksamkeit und das unzuverlässige Gedächtnis der hörstummen Kinder hin. Derselben Ansicht ist auch Dr. Liebmann. In seinen „Vorlesungen über Sprachstörungen“ sagt er: „So führe ich denn ähnlich wie Treitel die Hörstummheit auf Mängel des Gedächtnisses und der Aufmerksamkeit zurück, doch glaube ich, daß man sich nicht begnügen darf, solche Mängel im allgemeinen anzunehmen, sondern daß man in jedem Falle die bestmöglichen Aufmerksamkeiten und Gedächtnisse

herausfinden muß, auf deren Defekten die Hörstummheit eben bei diesem Individuum beruht.“

Die Zahl der Fälle von Hörstummheit ist, wie eingangs schon erwähnt wurde und wie es aus der Literatur erhellt, nicht allzu groß. Dr. Guymann zum Beispiel spricht von 34 in einem Jahre beobachteten Fällen. Cohn berichtet über 81 hörstumme Kinder, 49 Knaben und 32 Mädchen. Unter den Knaben soll es überhaupt stets mehr Hörstumme geben als unter den Mädchen. Was das Alter betrifft, in dem Hörstummheit vorkommen kann, sagt Dr. Guymann: „Das Alter, bis zu welchem die Stummheit als Hörstummheit vorkommt, und von welchem an sie als Hörstummheit betrachtet werden kann, schwankt vom dritten bis zum siebten Jahre.“

Durch den Sprachmangel bleiben die hörstummen Kinder selbstverständlich in ihrer geistigen Entwicklung und Ausbildung zurück. Eine Verwechslung der Hörstummheit mit anderen abnormen Erscheinungen ist leicht möglich. Insbesondere sind es deren zwei. Hörstummheit kann leicht verwechselt werden mit Schwachsinn oder geistiger Minderwertigkeit sowie mit Taubstummheit. Letzteres ist um so eher möglich, da es mitunter gar nicht so einfach ist, festzustellen, ob ein derart abnormes Kind hört oder nicht.

Ehe die Behandlung eines Hörstummen beginnt, ist es unerlässlich, eine genaue Prüfung vorzunehmen, um den Fall in allen Einzelheiten klarzustellen. Zuerst müssen Sprachorgane und Gehör untersucht werden. Wichtig ist ferner die Feststellung des Sprachverständnisses sowie aller übrigen zentralen Fähigkeiten, also die Untersuchung des Gesicht-, Tasts- und Temperatursinns, des Druckgefühls, des Geruchs- und Geschmacksinnes sowie der motorischen Fähigkeiten. Was die Behandlung selbst betrifft, welche, nebenbei bemerkt, am besten in den Händen eines Spracharztes, Sprachlehrers oder Taubstummenlehrers liegt, so gliedert sie sich in zwei Stufen, in eine solche der „Vorübungen“ und in eine solche der „eigentlichen Übungen“. An der Hand von Bildern führe man dem Kinde Geschichten, Handlungen usw. vor, spreche viel und öfters mit ihm, begleite die Tätigkeiten mit Sprechen, kurzum, man suche in den Hörstummen Interesse für die Sprache und damit Lust und Freude zu ihrer Nachahmung zu erwecken. Es kommt dann der Zeitpunkt, wo das Kind aus sich selbst heraus den einen oder den anderen Laut hervorbringt. Diese Gelegenheit benützt man. Die „eigentlichen Übungen“, der Artikulationsunterricht setzt ein. Die Dauer der Behandlung ist verschieden. Während mitunter in einzelnen Fällen schon nach Wochen befriedigende Resultate zu verzeichnen gewesen sein sollen, erforderten andere Fälle Monate und selbst noch längere Zeit. Jedoch in den meisten Fällen kann, und das ist die Hauptsache, das Übel beseitigt und das Kind seinen Anlagen entsprechend ausgebildet werden. Es sind Fälle zu verzeichnen, daß Kinder nach erfolgreicher Behandlung höheren Schulen zugeführt werden konnten. Von dem Gebrechen bleibt mitunter nichts bestehen als die Erinnerung an die Sorgen, welche die Eltern einstens durchlebt haben. gh.



Der Held.

Von Wilhelm Soljamer.

(Schluß.)

Und plötzlich wußte er's: sie mußte sein werden.

„Sie muß mein werden!“ rief's in ihm. „Ich will sie erringen!“

Er stand auf — er ging wie im Traume.

Er kam sich viel größer vor als alle, viel stärker, viel wichtiger.

Die anderen sah er nicht, er war nur ganz von sich erfüllt. Aber ganz in ihr und nur in ihr. Als ginge er eine weite Straße hin, war's ihm, in ein weites Land, ihr entgegen. Und aller Widerstand war ihm ein Spiel, spielend überwand er ihn — und sie sah ihm zu. Lächelnd, winkend.

So ging er wie im Traume. Weit war ihm die Welt geworden, und doch nur eine enge Bühne für seine Taten. Vornehm, stolzerüßtet, ein glänzender Ritter — seine Jugend grüßte ihn. Das Beste seiner Jugend — in seinem schönsten Lebensmoment.

Er zahlte seinen Einsatz.

„Der Jean wirft! Hurra!“

Er würde gewinnen, er wußte es. Siegen! Es war die größte Tat, die er jezt vollbringen konnte.

Er stellte sich in die Reihe, er wartete geduldig. Er sah gar nicht, was die anderen warfen. Das war ihm gleichgültig.

Es rief seinen Namen. Er trat vor — wieder wie im Traume. Er nahm eine Kugel. Er prüfte nicht erst. Die erste beste nahm er und schob sie hinaus.

„Hurra! Alle Neune!“

Sie lagen alle.

„Alle Neune, richtig!“ rief der Polizeidiener.

„Zweite Kugel, Herr ‚Ober!‘“ rief der Lehrer.

Jean schob die zweite.

„Runde! — Bravo, Bravo!“

„Der hot Glid! Dunnerwetter! Der hot die Uhr!“

„Runde, richtig!“ rief der Polizeidiener.

„Dritte Kugel, Herr ‚Ober!‘ — auf den König!“ rief der Lehrer.

„E fein Spritzgelche jehst,“ sagte einer wohlmeinend zum Jean und kopfte ihm auf die Schulter, „do kimmt kaner drinwer.“

Der Jean schob die dritte. Er zielte jehst doch ein wenig.

Zweimal jagte er. Dann beim drittenmal flog die Kugel. Fein mitten sehte sie auf. Drei Schritte lief er mit. „Der liegt!“ sagte er und drehte sich um.

In der halben Bahn tat die Kugel den ersten Sprung, gleich darauf noch einen, beim dritten „spritzte“ sie den liegenden Bauer, und der König lag.

„König!“

„König, richtig!“ rief der Polizeidiener.

„Neun, Runde, König —“

Der Lehrer zählte dann die Würfe zusammen, aber der Lärm, das Hallo war so groß gewesen, daß man's nicht mehr verstehen konnte.

Jean schritt auf seinen Platz zu. Stolz, hoch in die Brust geworfen. Die Buchenauer brachten ihm ein Hoch aus. Er schwenkte ihnen den Hut zu.

„Danke!“ rief er. Dabei sah er die Anna an. Mit einem großen verschlingenden Blick.

„Einen Humpen! Einen Humpen Wein!“

Die Anna strahlte. Ihr Blick hing an dem feinen, so tief, so innig, so eins.

Das Fremdartige, was ihr an dem starken und schönen Italiener so sehr gefallen hatte, das wurde jehst ganz in Schatten gestellt von der Kraft und Schönheit der eigenen Stammesart.

Heiß entbrannt war ihr Herz. Doppelt heiß in dieser Stunde, da er sie aus ihrer Bedrängnis befreien, aus der Gefahr, in die sie sich begeben, erlösen wollte. Sie war fein! Sie fühlte: der konnte sie fordern, er würde es tun. Ihr Blick gab ihm alle Rechte auf sie. Sie zitterte. Nicht aus Angst — in glücklicher Erregtheit. Den Italiener fürchtete sie jehst nicht mehr. Der war ihr gleichgültig.

Sie vertraute voll auf den Jean. Wie es werden sollte, was werden sollte, wußte sie ja nicht, konnte sie nicht ausdenken. Am liebsten wäre sie ihm in die Arme gestürzt, hätte ihn geküßt, nur geküßt, geküßt!

Aber sie tat nichts. Sie wartete auf ihn. Er würde alles schon machen, dieser starke, stolze, unjubeelte Mann.

Der Italiener knirschte. Er sprach erregt mit seinen Kameraden. Er hatte erkannt, daß hier einer um sein Mädchen warb — daß er ihm den Rang ablaufen würde. Ja, daß er schon gewonnen hatte.

Die Italiener tranken rasch leer.

„Auf!“ — zischte er — „amante mia; Anna!“ stötete er.

Sie gehorchte.

Da kam der Jean mit dem Humpen auf sie zu.

Flamme ging zu Flamme.

„Auf deine Gesundheit, Mädchen!“

„Prost! — Bravo!“ schrie's rings. Man hatte jehst den Jean verstanden.

„Prost!“

Hinten rollte dumpf eine Kugel in die Wollen.

Anna schlug die Augen nieder.

Der Jean tat einen tiefen Zug. Dann reichte er den Humpen dem Mädchen.

Der Italiener hatte die Anna schon am Arme.

„Die bleibt hier!“ sprach der Jean, als ob er ihr Herr, ihr Vater sei.

Sie stand schon an seiner Seite und atmete tief auf.

Die Italiener waren doch verblüfft. Einen Augenblick waren sie sprachlos. Dann brachen sie in Fluchen aus.

Die Anna schmiegte sich eng an den Jean, der legte seinen Arm um ihren Nacken.

„Wer will nun noch was?“

Und groß stand er da.

„Bravo!“ rief's.

Eben kam der Humpen mit dem Rest zurück.

Der Jean leerte ihn.

Wie er trank, flog ihm ein Messer an den Augen vorbei.

„Ha, ha!“ sagte er. „Jehst gült's! Aber offen und ehrlich, Kraft gegen Kraft. Ein Schust, der sich sein Mädchen nehmen läßt. Nun, wer gewinnt!“

Dasch hatte er die Anna hinter sich auf einen sicheren Platz gesetzt.

Nun stand er zum Kampfe bereit.

„Hier stehe ich — allons!“ sagte er.

Ein Italiener war schon gepackt worden. Der habe das Messer geworfen. Der Polizeidiener war dazwischen gesprungen — er war machlos. Von allen Seiten fausten die Hiebe. Stöße, Gläser, Fäuste. Alles ging schon drunter und drüber.

„Ehrlich!“ rief der Jean, „Kraft gegen Kraft, nicht das Messer! Ein feiger Schust, wer sicht!“

Vor ihm rangen sie in einem solchen Durcheinander, daß Freund oder Feind schwer zu unterscheiden war. Nun sprang der Jean hinein. Wer von ihm gepackt wurde, fiel, den Freund befreite er, half ihm, den Verletzten riß er heraus. Keine Waffe hatte er, seine Faust, sein starker Arm genügten ihm.

Der verschmähte Liebhaber kämpfte wütend. Er suchte an den Jean heranzukommen.

Und auch dem Jean war's recht.

Jehst hatte er freie Bahn.

„Ach Gott!“ schrie die Anna.

Sie wußte, jehst ging's auf Leben und Tod.

Der Italiener fiel den Jean an. Der war aber gefaßt. Kragen, Noß, Weste, Hemd wurden ihm nur ausgerissen.

Nun kämpfte er mit freier Brust.

Er packte den Gegner an den Armen. Wie Eisenringe legte er seine Finger um des Feindes Muskeln. Er drückte ihm die Arme in die Seiten. Der Italiener leuchtete.

Anfangs leistete er Widerstand. Auf einmal ward er geringer. Aber der Jean war vorsichtig. Die Kraft des Gegners konnte ja noch nicht erschöpft sein.

Plötzlich schnellte er denn auch auf, den Jean, den er siegesgewiß wähnte, zu werfen.

Aber der hatte ihn schon an der Kehle gepackt und zusammengerissen, daß er sich überschlug.

„Hurra!“ schrie's. „Der Jean hot gewunne!“

Der Italiener bäumte sich auf. Der Jean hielt ihm die Arme bei. Auch jehst fürchtete er eine List.

Der Italiener warf sich auf die Seite. Er suchte nach seiner Messertasche.

„Freundchen, Messer nicht!“ sagte der Jean.

„Steh doch einer dem Herrn ‚Ober!‘ bei!“ rief's.

„Wenn der Kerl sein Messer erwischt!“

„Nicht helfen, keiner helfen — Kraft gegen Kraft! So will ich gewinnen!“ rief der Jean halb außer Atem dagegen. Und mit aller Kraft suchte er dem Gegner den Kopf auf den Boden zu zwingen.

„Er hot gesiegt — gewunne! hoch der Herr ‚Ober!‘“ rief's schon.

Da gestellte ein Schrei. Er gestellte furchtbar durch Mark und Bein. Ein Menschenschrei — und doch kaum zu glauben, daß er aus einer Menschenlehle kommen könnte.

„Ah — hui — u — u — io!“

Das schnitt, das riß, das pfiß, das röchelte. Das ging durch eine ganze Tonleiter, durch alle Vokale. Entsetzen machte alle starr.

Der Streit war aus.

Der Jean war rücklings hingeschlagen.

„Schu — u — uff!“ — stöhnte er.

Einer der Italiener hatte ihm hinterrücks das Messer ins Herz gestochen. Er stöhnte noch einmal — noch einmal warf er sich auf. Er schnellte hoch.

Schwer und dumpf fiel er nieder.

Dann lag er still, die Arme weit auseinander, Blut vorm Munde. Die Italiener waren fort. In der Bestürzung hatte sich keiner nach ihnen umgesehen, selbst der Polizeidiener nicht. Unbemerkt hatten sie sich davongemacht.

Welcher hatte gestochen? Der Fiori nicht.

Man stand um den Toten.

Einer bückte sich nieder und legte dem Jean das Ohr auf die freie Brust. „Er ist tot!“ sagte er.

Die Anna sah auf ihrem Platze und weinte.

Sie konnte nichts denken, nichts begreifen.

Der Jean war tot.

Da lag er — nie wieder würde er aufstehen. Tot, tot!